

ALS DAS SILICON VALLEY IN DER SCHWEIZ LAG

Eine kleine Wirtschaftsgeschichte zwischen 1870 und 1914 in drei Folgen.

TEXT MARKUS SOMM

Vor wenigen Wochen lud ABB, ein mehr als hundert Jahre altes Unternehmen, eine Zahl von Journalisten ein, ins Silicon Valley zu fahren, jenen Ort, an dem, wie viele glauben, die Zukunft heranwächst. Ziel war es, den Journalisten zu zeigen, was ABB in Sachen Digitalisierung ihres herkömmlichen Industriegeschäfts unternimmt. Es hatte etwas Ironisches und Passendes zugleich: Diese Firma, die jetzt von den innovativsten Firmen der Welt lernen will und mit ihnen kooperiert, war selber einmal genau eine solche Firma – und die Gegend, in der ABB im Jahr 1891 als Brown, Boveri & Cie., kurz BBC, gegründet wurde, bedeutete seinerzeit ebenfalls eine Art Silicon Valley. Die Schweiz, ein unwirtliches Land in den Bergen, hatte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts industrialisiert und war schon um 1900 zu einem der reichsten Länder der Welt aufgestiegen. Nie war die Schweiz erfolgreicher als in jener Epoche, als sie mit den USA und dem jungen Deutschen Reich die sogenannte zweite industrielle Revolution vorantrieb: Es entstanden Giganten der Elektrotechnik und Titanen der chemischen Industrie. Sie eroberten die Welt. Fähige Unternehmer, Techniker und eine hoch qualifizierte Arbeiterschaft schufen ein Wirtschaftswunder in einem kleinen, rohstoffarmen Binnenland. Wenn es einen Gewinner der ersten Welle der Globalisierung gab, die sich zwischen 1870 und 1914 ereignete, dann die Schweiz – ein unerwarteter Gewinner. Umso erstaunter waren die Zeitgenossen. Man kannte das Land als Sehnsuchtsort der Romantiker, wo Heidi und die Sennen lebten – man kannte es nicht als Laboratorium der Moderne, wo Maschinen an jeden Bach gestellt wurden, um auch noch die geringste Wasserkraft zu nutzen, und in jedem Krachen an den Produkten der Gegenwart getüftelt wurde. Umso neugieriger pilgerten zu jener Zeit ebenfalls Ingenieure, Manager und Journalisten in die Schweiz, um herauszufinden, wie es möglich gewesen war, dass sich ausgebreitet hier auf engstem Raum so viele Unternehmen entwickelt hatten, die zu den besten der Welt zählten.

Editorial:

Hans F. Walti
Kommunikation
„IndustrieWelt Baden“



Die Sonderausstellung „UNTER STROM“ macht im Rahmen des Aargauer Themenjahrs #Zeitsprung-Industrie die spannende Geschichte sowie die Zukunft der Elektro Industrie in der Region Baden erlebbar. Als Einstimmung zu dieser Erlebnisausstellung, welche Innovationen, Internationalität und soziale Entwicklung gleichermaßen darzustellen versucht, veröffentlicht der Verein IndustrieWelt Baden einen dreiteiligen Newsletter, welcher in verdankenswerter Weise von Markus Somm zur Verfügung gestellt wurde.

Im Weiteren ist auch vorgesehen, dass Markus Somm im Rahmen der verschiedenen Vorträge und Podien, welche anlässlich der Sonderausstellung „UNTER STROM“ stattfinden werden, zum Thema „Von der Bäderstadt zur Industriestadt“ sprechen wird.

So wie die Vorbereitungen zur Ausstellung voranschreiten, können wir uns auf eine interessante Zeit freuen.

An dieser Stelle sei auch auf die weiteren Veranstaltungen der #ZeitsprungIndustrie hingewiesen.

Im Sommer 1911 reiste eine Delegation der Institution of Mechanical Engineers, des britischen Ingenieurvereins, in die Schweiz, um sich vor Ort ein Bild über den Stand der Elektrifizierung zu machen – damals ein Gradmesser der industriellen Leistungsfähigkeit, wie dies heute die Mobiltelefonie oder der Breitbandanschluss sind. Zu diesem Zweck wurden diverse Wasserkraftwerke besichtigt, wie etwa die gerade erstellte Anlage an der Aare in Beznau oder das seinerzeit ebenso einzigartige Speicherkraftwerk am Löntsch, das den Klöntaler See im Glarnerland nutzte. Gleichzeitig besuchten die Ingenieure die führenden Firmen der Schweizer Maschinenindustrie: Auf dem Programm standen Sulzer und die Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik (SLM) in Winterthur, die Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) und Escher Wyss in Zürich sowie, last but not least, die jüngste und bereits grösste und am meisten bewunderte: Brown, Boveri & Cie. In Baden. Schliesslich hielt der Verein seine Jahresversammlung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich ab, der ETH, wie sie seit kurzem hiess. Hier hörte man sich Vorträge der Schweizer Kollegen an, es wurden technische Fragen erörtert, Durchbrüche erklärt und diskutiert oder Anlagen im Detail beschrieben, die gegenwärtig in der Schweiz oder von Schweizer Firmen irgendwo in der Welt realisiert worden waren. Es schien, als könnten die Briten nicht genug in Erfahrung bringen, was in der Schweiz in Sachen Elektrizität erreicht worden war. Tatsächlich gab es 1911 nur wenige Länder in Europa, die dermassen elektrifiziert waren. Schon um die Jahrhundertwende wurde nirgends pro Einwohner mehr Strom produziert: Während in Deutschland um 1900 pro Kopf 18 kWh Strom hergestellt wurden, in Frankreich 8 kWh und in Grossbritannien gar nur 4 kWh, generierte die Schweiz 53 kWh, also selbst deutlich mehr als Deutschland, das ebenso als Zentrum der Elektrizität galt.

Offenbar war die Reise perfekt verlaufen. Nie, so berichtete nachher «The Engineer», das Verbandsorgan, habe man eine erfolgreichere Versammlung erlebt. Besonders hervorgehoben wurde die Gastfreundschaft: «Die verschiedenen Unternehmer haben ihre Fabriken für uns auf eine äusserst generöse Art geöffnet und machten kaum Einschränkungen bei den Dingen, die wir besichtigen wollten. Zugleich stellten sie fähige Leute ab, die uns herumführten, die übrigens – zur grossen Überraschung mancher Besucher – ein exzellentes Englisch sprachen.» Die Globalisierung der schweizerischen Wirtschaft im Jahre 1911.

Sulzer, Escher Wyss, MFO, SLM: Die Firmen, die man aufgesucht hatte, besaßen für Ingenieure aus

dem angelsächsischen Raum klingende Namen – doch es handelte sich auch um Firmen, die seit langem auf dem Weltmarkt tätig gewesen waren; nur eine Firma war ein Newcomer: die BBC. Dass die britischen Ingenieure dieses Unternehmen im Jahr 1911 gleich zweimal besuchten, war kein Zufall. Der BBC haftete ein spezielles Charisma an: Erst vor wenigen Jahren, 1891, von zwei jungen Ingenieuren gegründet, war die BBC sehr rasch gewachsen und zählte 1911 bereits zu den fünf grössten Elektrokonzernen der Welt – ein unerhörter Aufstieg angesichts der Tatsache, dass die Elektrotechnik zu jener Zeit als die Königsdisziplin schlechthin galt. So wie heute alle über die «Digitalisierung» reden, wenn sie beweisen möchten, dass sie die Zeichen der Zeit erkannt haben, so beflügelte die Elektrizität die Fantasie der Zeitgenossen. Jules Verne, H. G. Wells: Wer zu jener Zeit wie diese Autoren Science-Fiction schrieb, entwarf Elektrostädte, wo Elektromenschen in Elektromobilen herumflogen. Elektropolis war überall. Nichts berückte die Menschen mehr als diese unvertraute, gigantische Kraft, die Berge zu versetzen schien, ohne dass man sie sah oder verstand – ausser den wenigen Eingeweihten, den Ingenieuren: ein Beruf, der damals ein ungeheures Prestige erhielt. Demiurgen der Moderne.

«Die BBC begann mit 150 Arbeitern und 34 Angestellten», hielt das britische Fachblatt fest, «und war so erfolgreich, dass sie um 1900, bloss acht oder neun Jahre später, bereits zu einer Aktiengesellschaft umgeformt wurde. Heute beschäftigt die Firma in der Schweiz rund 4000 Arbeiter und Angestellte, ausserdem betreibt sie Fabriken in ganz Europa, sodass insgesamt mehr als 10 000 Mitarbeiter für sie tätig sind.»

Die BBC galt als Frontrunner der weltweiten Elektroindustrie, besonders seit die Firma als Erste die Dampfturbine durchgesetzt und dabei faktisch ein Monopol errungen hatte. Von einem Engländer, Charles Algernon Parsons, erfunden, war die Dampfturbine von Charles Brown, einem der Gründer der BBC, auf entscheidende Weise verbessert worden, in erster Linie, weil es ihm gelang, sie mit einem Turbogenerator zu verbinden, sodass sie sich nun vielfach anwenden liess, vor allem in der Stromerzeugung. Wenn etwas die Firma auszeichnete, dann war es diese Innovationskraft, was auch den britischen Besuchern auffiel: «Das rapide Wachstum von BBC ist zum einen auf die Exzellenz ihrer Produkte zurückzuführen», schrieb «The Engineer», «zum andern liegt es an ihrer unternehmerischen Risikofreude, dass sie neue Technologien aufnimmt, wenn der Rest der Welt noch zögert. Die BBC war

die Erste, die auf den Wechselstrom setzte, was ihr enorm viele Aufträge sicherte, und erst vor kurzem hat sie eines der grössten Kraftwerke bei Paris errichtet, wo sie Dampfturbinen einsetzte. Ebenso war sie unter den ersten Unternehmen, die Drehstromlokomotiven auf den Markt brachten.»

Obschon die Briten wohlwollende Besucher waren, handelten die Herren der BBC ihren Aufenthalt eher spartanisch ab. Die englischen Ingenieure kämen früher als geplant in Baden an, hiess es in einem Sitzungsprotokoll der BBC-Geschäftsleitung, was die pünktlichen Schweizer zu derangieren schien. Ursprünglich hatte man bloss einen Tee servieren wollen, stattdessen sah man sich nun gezwungen, einen Lunch anzubieten, was mit gewissem Widerwillen verzeichnet wurde. Zwar machte die Firma Geld wie Heu, aber sparsam blieb sie dennoch. Verantwortlich für die Betreuung der rund vierzig Gäste aus England war Eric Brown, ein Cousin von Charles Brown und Direktor der Dampfturbinenfabrik, jener Abteilung, die nahezu die Hälfte des Gewinns der Firma beisteuerte. Eric war in London aufgewachsen. Ohne Frage hätte er den richtigen Tee ausgesucht.

Mehr als hundert Jahre später werden wir Journalisten beim Sitz der ABB, Nachfolgerin der BBC, in der Nähe von San Jose empfangen. Das imposante Gebäude, viel Glas und Backstein, unterstreicht den Ehrgeiz, mit dem sich die ABB im Silicon Valley festgesetzt hat. Old Industry meets the New Economy – die alte Industrie, die einmal so jung war, trifft auf die neue, die irgendwann genauso alt erscheinen wird. Bereits sind zweihundert Leute in San Jose für die ABB Ability tätig, wie sie sich hier nennt, und man ist stolz, dass fürs reale Geschäft gearbeitet wird. «Wir sind keine Scouts, die bloss beobachten, was vor sich geht», betont Guido Jouret, Chief Digital Officer der ABB. «Wir verdienen Geld und akquirieren Kunden.»

Wie manch ein Bewohner des Silicon Valleys stammt Jouret nicht aus den USA, sondern ist vor gut zwanzig Jahren aus Belgien zugezogen. Andere Mitarbeiter der ABB, die wir kennen lernen, kommen aus Kanada oder dem Iran, aus der Schweiz oder England, heimisch fühlen sich die meisten hier, auch wenn sie klagen, wie kostspielig dieser Wohnort geworden sei. Ein Haus, die Privatschule für die Kinder, die brutalen kalifornischen Steuern: Alles ist sehr teuer im Silicon Valley, weil nach wie vor alle hierherstreben, die reich werden wollen oder, noch öfter, die einen Job suchen, bei dem man sich einbilden kann, die Menschheit voranzubringen. Es mag ein Klischee sein, und doch ist nicht zu übersehen, wie innovationsbegierig diese Leute sind, wie ergriffen

sie von der Zukunft reden, als wäre sie bereits gelebte Vergangenheit. Man trägt Jeans und Sneakers, scheut die Krawatte, gibt sich locker, obschon dahinter ein eiserner Leistungswille lauert: heiter und kommunikativ, hart und kompetitiv zur gleichen Zeit. Kapitalistische Kaltblütigkeit per du. Selbst die für den amerikanischen Geschmack etwas förmliche, da europäische ABB gibt sich entspannter.

Ob das reicht, als ein Digital Native wahrgenommen zu werden, ist offen, doch das strebt die ABB vermutlich auch nicht an. Sie will sich bloss erneuern – und wenn man mit den Partnern der ABB vor Ort redet: mit Hewlett Packard, dem Computerpionier, oder Microsoft, dann sprechen deren Vertreter nur in den höchsten Tönen von der ABB. Gewiss, als Amerikaner wissen sie, wie man gute Kunden interessierten Journalisten verkauft, und doch scheint der Respekt nicht gespielt, den sie dieser für digitale Begriffe steinalten Firma entgegenbringen. Tatsächlich liegt darin ihre Stärke: dass die ABB seit mehr als einem Jahrhundert zahllose Anlagen aufgestellt hat, die es nun zu «digitalisieren» gilt, ein immenses Geschäft für alle Beteiligten, hofft man in Zürich, dem Hauptsitz der ABB. Doch warum sieht sich die ABB überhaupt veranlasst, nach Kalifornien zu schweifen? Was bietet dieser Ort, das in Europa anscheinend nicht mehr zu finden ist?

Guido Jouret hat sich eine Art ethnologischen Blick bewahrt. Wenn er über den Aufstieg des Silicon Valleys nachdenkt, streicht er heraus, was ihn als einstigen Aussenseiter nach wie vor verblüfft: «Schilderst du in Europa einem Freund ein Problem, dann schaut der dich traurig an und erbarmt sich. Tust du dasselbe im Valley, sagt er: Okay, wie können wir das lösen? Wie machen wir daraus ein Geschäft?» Was der Anekdote zuliebe überspitzt sein mag, trifft den Kern einer unternehmerischen Kultur, die seit Jahrzehnten gepflegt wird. Ein Tugendkreis. Je öfter der Erfolg sich einstellt und je schneller jene vergessen gehen, die es nicht geschafft haben, desto mehr verbreitet sich diese Religion der Machbarkeit. Und je reicher und jünger die Milliardäre werden, die reüssieren, desto mehr zieht das Valley noch verrücktere, noch genialischere Leute an, die hier ihr Glück versuchen. Ganz ohne Staat wäre dieses Eldorado nicht entstanden, das räume ich trotz wirtschaftsliberaler Überzeugung gerne ein. Kaliforniens Politiker haben in den 1950er-Jahren vieles richtig gemacht: Lange Zeit gab es hier exzellente, öffentliche Schulen und Universitäten, es herrschten liberale Rahmenbedingungen (die sich derzeit dank demokratischer Übermacht leider laufend verschlechtern)

selbst die Bundesregierung, konkret das Pentagon, spielte zu Anfang eine unverzichtbare Rolle, als es die junge Computerindustrie subventionierte, in der richtigen Annahme, dass sich deren Produkte militärisch verwerten liessen. Was ebenfalls half und immer noch einen Vorzug darstellt, ist die ungeheure Offenheit des Valleys. Ohne Immigration der Besten der Welt wäre dieses Wirtschaftswunder kaum denkbar gewesen. Russen, Iraner, Vietnamesen, Schweizer, Deutsche, Nigerianer, Inder und Chinesen: Es gibt keinen andern Ort auf diesem Planeten, an dem so gut wie alle Nationalitäten vertreten sind, und das mit ihren klügsten und mutigsten Köpfen, eine UNO der Unternehmer, die nicht vom Steuerzahler lebt, sondern vom Genie der Klubmitglieder. Man muss diesen Wettbewerb aushalten können – was den Amerikanern in ihrem unendlich grossen Land vielleicht leichter fällt. Und doch hat auch die BBC in ihrem engen Heimatland einst aus den nahezu identischen günstigen Bedingungen Nutzen gezogen.

Als Charles Brown und Walter Boveri im Februar 1891 zum ersten Mal in Baden, einer kleinen Stadt bei Zürich, auftauchten, um ein Grundstück zu begutachten, das sie allenfalls für ihre neue Firma erwerben wollten, kamen sie als Fremde. Brown hatte einen englischen Vater und war in Winterthur aufgewachsen, Boveri stammte aus Bayern, Baden kannten sie nur vom Hörensagen. Immerhin galt die Stadt zu jener Zeit als einer der elegantesten Kurorte der Schweiz. Seit gut tausend Jahren lebte man von den Thermalquellen, die fast ohne menschliches Zutun aus dem Boden sprudelten: Allerlei frivoles Leben gab es hier, manche Hotels, gutes Essen, viel Wein, insgesamt waren die Badener nicht dafür bekannt, allzu hart zu arbeiten. Im Winter, so ging die Legende, feierte man vor allem Feste, um sich geistig auf die leidige Saison im Sommer vorzubereiten. Alkohol wurde schon am Morgen getrunken, weshalb man Baden als die Stadt des «Frühschoppengeistes» verspottete – oder bewunderte. Man konnte sich das hier leisten in einer Epoche, da es anderswo kostspielig war, schon nur eine Badewanne mit warmem Wasser zu füllen. Wer über natürliches Thermalwasser verfügte, besass die Lizenz zum Gelddrucken.

Dass ausgerechnet an einem solchen Ort ein Industrieunternehmen gegründet werden sollte, das bald zu den grössten des Kontinents zählte: Es war nicht abzusehen. Industrie galt als Gift für jeden Kurort. Wie konnte es anders sein? Kein Gast mochte zwischen Fabrikschloten und lärmenden Maschinen spazieren gehen. Es war ein Unfall, der nur geschah, weil die Stadt sich zuvor besinnungslos verschuldet hatte – unter anderem, indem sie sich an einer

Bahngesellschaft beteiligt hatte, deren Züge niemand benutzte und die nie einen Franken verdiente. Bald brach diese sogenannte Nationalbahn zusammen. Es handelte sich auf Jahre hinaus um das grösste Debakel der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte – bis zum Fall der Swissair. Baden traf es frontal, die einst so verwöhnte Stadt der reichen Hoteliers stand vor dem Bankrott.

Brown und Boveri traten gewissermassen als Kriessengewinnler auf. Weil die Badener verzweifelt waren, setzten die beiden Ausländer alles durch, was sie sich vorgenommen hatten: einen ersten Auftrag zum Bau des Elektrizitätswerks in Baden, an dem sich Boveri finanziell selber beteiligte. Ein Unikum in der Schweiz. Zugleich liessen sich die Gesellschafter das Monopol überschreiben, die Stadt für 25 Jahre exklusiv mit Strom zu versorgen – ein Geschäft, bei dem man kaum Geld verlieren konnte. Zumal dem Gaswerk, das sich im Besitz der Hoteliers befand, gleichzeitig die Konzession entzogen werden sollte, die Strassen zu beleuchten. Das stand jetzt allein dem privaten Elektrizitätswerk zu. Zudem versprach die Stadt den beiden Unternehmern, jede Infrastruktur bereitzustellen, wonach ihre neue Firma verlangte: Strassen, Bahnzugang, Kanalisation, Schulen, vor allem aber sicherte sie Kulanz zu, wenn es darum ging, die Bauprojekte von Brown Boveri rassig zu bewilligen. Was sich später dann auch so erfüllte. Manchmal bekam die BBC eine Baubewilligung für eine neue Fabrik in sieben Tagen – Auflagen minimal. Doch nichts illustriert besser, in welcher Defensive die Stadt steckte, als die Tatsache, dass die zwei Aussenseiter, die in der Öffentlichkeit nicht einmal ihren Namen verrieten, einen fast unanständigen Zeitdruck aufzubauen vermochten: Sie räumten der Stadt bloss ein paar Wochen ein, sich festzulegen, was den Stadtrat vor beinahe unüberwindliche Probleme stellte. Denn das alles konnte er nicht in eigener Regie bewilligen. Zu jener Zeit gab es in Baden kein Parlament, vielmehr wurden – wie in den meisten schweizerischen Kommunen – so gut wie alle wesentlichen politischen Entscheide von allen männlichen Einwohnern getroffen. Mehr als tausend Badener strömten jeweils alle drei Monate im Kursaal oder in der Kirche zusammen, um über die Höhe der Steuern oder eine Erweiterung des Spitals, den Strassenbau oder eben ein neues Elektrizitätswerk zu befinden.

Diese Vorlage kam im März 1891 auf die Agenda. Sie war umstritten wie keine andere zuvor, was man sich ausmalen kann. Kein Souverän lässt sich gerne von zwei Fremden erpressen – und doch stimmten die Badener nach langer, heftiger Debatte zu. Es

blieb ihnen keine Wahl – worüber sie sich wohl im Klaren waren. Die Stadt befand sich finanziell in der Hölle – Industrie, also neue Steuerzahler waren dringend erwünscht, selbst auf die Gefahr hin, dass die Hotelgäste nicht mehr ruhig schlafen konnten. Bereitwillig lud man die Dämonen der Moderne ein. Manche Hoteliers hatten vergeblich gegen die Ansiedlung der BBC gekämpft. Nach tausend Jahren war ihre Herrschaft gebrochen. Im Rückblick wirkt es fast unheimlich, wie bewusst dies den Zeitgenossen war: «Der 18. März 1891 wird der Ausgangspunkt einer hochbedeutsamen Entwicklungsperiode für Baden sein», schrieb am Tag darauf die «Schweizer Freie Presse», damals eine der grossen Zeitungen vor Ort: «Schon mit künftigem Spätjahr wird im «Hasel», woselbst bereits für 100 000 Franken Landankäufe stattgefunden haben, die Maschinenfabrik eröffnet werden, an deren Spitze ein Techniker von Weltruf steht, dessen erprobtes Genie, in Verbindung mit anderen günstigen Faktoren, nach menschlicher Voraussicht das rasche Emporblühen des dortigen Industriequartiers und die mächtige Förderung der materiellen und geistigen Interessen der Stadt Baden in sichere Aussicht stellt. Die Einwohnergemeinde Baden hat durch die wuchtigen, imponierenden Mehrheiten, mit denen die gestrigen Beschlüsse gefasst wurden, den Beweis geleistet, dass sie die Situation begriffen hat und dass sie derselben gewachsen ist.» Der Journalist, vermutlich der Chefredaktor, bilanzierte: «Wir können unsern kurzen Bericht nicht schliessen, ohne aus tiefster Überzeugung für Reellität und Solidität des nunmehr sanktionierten Unternehmens laut und freudig zu rufen: Glückauf der industriellen Zukunft unserer lieben Stadt Baden!»

Nur wenig später wurde die BBC ins Handelsregister eingetragen, fast noch schneller wuchsen auf einer grünen Wiese, wo vorher Kühe geweidet hatten, die Fabriken empor. Hochkamine verdrängten Misthaufen. Charles Brown war 28 Jahre alt, Walter Boveri 26. Kurz darauf machten sich rund 150 Leute bei der BBC an die Arbeit, was für einen Start-up noch heute eine enorme Zahl wäre und andeutet, wie sicher die beiden Gründer daran glaubten, dass sie Erfolg haben würden. Seither schien in Baden nichts mehr, wie es einmal gewesen war. In wenigen Jahren schwang sich die BBC zur neuen Herrin der Stadt auf, die Hoteliers traten ab: Der Kurort verwandelte sich in eine Industriestadt, eine der bedeutendsten der Schweiz, eine company town auch, um einen Begriff der Amerikaner zu verwenden: wo fast alles nur möglich war, wenn es der BBC passte.

Es trug sich eine Revolution zu, die nicht nur die Wirtschaftsstruktur umwälzte, sondern alles ergriff:

die Politik, natürlich, zumal die BBC auch bald mit Abstand am meisten Steuern zahlte, was sie sogleich in politischen Einfluss ummünzte. Aber auch kulturell und sozial blieb nichts unberührt. Denn nicht bloss die beiden Gründer hatte man hier nicht gekannt, sondern so gut wie das ganze Kader der jungen BBC kam von auswärts, entweder waren es Ausländer, vorab Deutsche und Engländer, oder dann Schweizer aus anderen Kantonen. Einheimische waren in der Führung der neuen Firma nicht vertreten. Der erste Direktor, der aus dem Aargau stammte, kam 1904: Edmund Schulthess war ein Anwalt aus Brugg, den es allerdings bloss ein halbes Jahr bei der BBC hielt, weil er eine politische Karriere vorzog. 1912 wurde Schulthess in den Bundesrat gewählt und stieg zu einem der mächtigsten Politiker des Landes auf. Die Bevölkerung der Region schwoll an, Baden legte so rasch zu, wie es tausend Jahre lang nicht gewachsen war: «Baden ist in völliger Umwandlung begriffen», stellte eine französische Besucherin 1910 fest: «Die Dynamofabrik, welche hier errichtet worden, hat in das moralische und materielle Leben fremde Elemente geworfen, welche den alten Badener Geist trüben werden. Sie hat Arbeiter von allen Nationen hierhergeführt. Sie besitzt englische, französische, holländische und italienische Ingenieure. Deren Frauen bilden den Kern einer neuen Gesellschaft... Man nennt sie, nicht ohne ein Körnchen Humor, die «elektrischen Damen». Sie bewohnen die schönen neuen Villen, welche man dort gebaut hat.»

Der Wandel drückte sich nicht bloss quantitativ aus, sondern auch qualitativ, in einer Art und Weise, wie uns das heute kaum mehr bewusst ist, den Zeitgenossen aber umso mehr. Es kamen Leute, die eine fremde Sprache redeten oder einen Beruf ausübten, den es vorher gar nicht gegeben hatte. Baden kannte Hoteliers, Kellner, Köche, Bademeister, Zimmermädchen, Kurärzte, Masseur, Musiker, Gigolos und Prostituierte – also alles, was in einer Kurstadt zu erwarten war; plötzlich tauchten Ingenieure auf, Techniker, Maschinenzehner, Dreher, Mechaniker, Sekretärinnen, Patentanwälte und sehr viele Fabrikarbeiter. Selbst die religiösen Verhältnisse gerieten durcheinander. Jahrhundertlang hatte Baden als Hochburg der Katholiken gegolten, eingeklemmt zwischen den misstrauischen Protestanten des mächtigen Standes Zürich und des noch mächtigeren von Bern. Kaum hatte sich die BBC in Baden angesiedelt, zog sie zahllose Protestanten an, und schon zehn Jahre später lebten in der Region fast so viele Reformierte wie Katholiken. Was Zwingli nicht fertiggebracht hatte

– in der Region Baden die Reformation zu verbreiten –, das schafften die beiden Agnostiker Brown und Boveri, wenn auch ohne Absicht. In Ennetbaden, dem bevorzugten Vorort der Chefs, errangen die Reformierten gar die Mehrheit. So gut wie das ganze Kader der BBC bestand aus Protestanten, was unter anderem daran lag, dass Ingenieure – und solche stellte die BBC in Unmengen an – zu jener Zeit meistens Protestanten waren. Schweizer Katholiken studierten praktisch nie an der ETH, weil dies die Kirche ungern sah, was zur Folge hatte, dass Katholiken in Natur- und Ingenieurwissenschaften lange kaum vorkamen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg sollte sich das ändern. Rücksichtslos, rasant, so muss man

festhalten, hat die Industrie, nein, eine einzige Firma eine behäbige Stadt in die Moderne katapultiert. Fassunglos erduldeten die Einheimischen, wie Auswärtige ihre Stadt symbolisch abrisen und neu erfanden. Leisteten die Badener Widerstand? Murrten sie, begehrten sie auf und machten den Industriearbeitern das Leben schwer? Im Silicon Valley hatte man Orangen und Zitronen angepflanzt, bevor die Computerindustrie einzog, da war wenig vorhanden, was dem Neuen im Weg stand. In Baden lagen die Dinge anders. Tausend Jahre wurden in zehn ausgelöscht. Doch der Aufstand fand nie statt. Warum? Davon wird die nächste Folge dieser kleinen Wirtschaftsgeschichte der Schweiz handeln.

MARKUS SOMM ist Autor bei Tamedia. Sein Vater, Edwin Somm, war CEO der ABB Schweiz und Mitglied des Verwaltungsrates des Gesamtkonzerns ABB. Markus Somm besitzt keine Aktien der ABB. markus.somm@tamedia.ch

Der Autor hat zum Thema eine Dissertation verfasst, die in diesen Tagen als Buch erschienen ist: «Elektropolis an der Limmat. Baden und die BBC, 1870 bis 1925. Die Beschreibung einer Transformation», Stämpfli Verlag, Bern.

Portalausgang, BBC Baden, 12 Uhr: Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte strömen in die Mittagspause (1916).

Der Apple-Hauptsitz in Cupertino, Silicon Valley, Kalifornien.